

„Ihr alle aber seid Brüder...“

Die Geschichte christlicher Familienformen als Legitimations-Ideologie für Schengen?

Unter dem Titel „Und sie ließen ihren Vater zurück“. Die Schwäche der Ahnenbindung im Christentum als Voraussetzung des europäischen Sonderwegs der Familien- und Gesellschaftsentwicklung“ hielt ich bei den „Fifth International Round Table Discussions: Ancestors and Predecessors“ 1996 in Bansko ein Referat, dessen Text im Folgejahr im gleichnamigen Sammelband veröffentlicht wurde (S. 17-30). In einem Artikel „Dann brach er auf und ging zu seinem Vater“. Ahnen und Vorläufer auf dem Balkan und der Mythos des Balkan-Patriarchalismus“ nahm dazu Iliya Nedin im „Balkanistic Forum“ (3, 1997, S. 21-38) Stellung, in dem er meinen Beitrag bezüglich seines Inhalts, seiner Methode sowie der dahinter vermuteten Ideologie kritisierte. Wenn ich auf diese Kritik meinerseits wiederum unter dem Titel eines Bibel-Zitats repliziere, bedarf es zunächst einer Erläuterung, welchen Stellenwert Worte der Heiligen Schrift in einer wissenschaftlichen Fachdiskussion haben können, die nicht auf dem Gebiet der Theologie, sondern auf dem der Historischen Anthropologie geführt wird.

Als ich für meine Überlegungen über den Einfluß des Christentums auf historische Familienformen den Satz des Markus-Evangeliums über die Berufung der Zebedäus-Söhne (Mk 1,20) als Titelzitat wählte, ging es mir keineswegs nur um ein anschauliches Bild. Ich schrieb: „Den Vater verlassen und dem Meister nachfolgen – das ist ein Leitmotiv, das sich durch viele Stellen zieht, in denen über die Berufung von Jüngern berichtet wird. Dieses Leitmotiv wurde als Konzept für die Nachfolge Christi in der Geschichte des Christentums äußerst wirksam. An ihm orientierten sich alle die Mönche und Nonnen, die ihre Familie verließen und in ein Kloster eintraten. Die Hochbewertung der monastischen Lebensweise bedeutete in der christlichen Tradition ein antifamilistisches und abstammungsfeindliches Moment von besonderer Wirkkraft.“ Als Sozialhistoriker ging es mir primär um die Wirkungsgeschichte dieses Evangelium-Satzes. Diese Wirkungsgeschichte scheint mir der für die Sozialgeschichte der Familie wesentliche Faktor. Wenn Iliya Nedin dem einen Satz aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn entgegenstellt, so bleibt er nur im Bild. Eine familiengeschichtliche Wirksamkeit des Satzes „Dann brach er auf und ging zu seinem Vater“ wird sich kaum erweisen lassen. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn geht es ja auch um ein ganz anderes Thema, nämlich den reuigen Sünder. Die Familiengeschichte dient bloß der Inszenierung. Mit der These meines Beitrags, daß die religiöse Bedeutungslosigkeit von Abstammungsbindungen im Christentum die europäische Sonderentwicklung von Familie und Gesellschaft maßgeblich beeinflußt habe, hat der zitierte Satz aus dem Lukas-Evangelium (Lk 15, 20) überhaupt nichts zu tun, übrigens auch nichts mit dem Inhalt von Iliya Nedins Artikel, den er im Untertitel als „Ahnen und Vorläufer auf dem Balkan und der Mythos vom Balkan-Patriarchalismus“ formuliert. Die Frage, ob das Christentum im Vergleich zu anderen Weltregionen Ahnenbindungen eher gestärkt oder aber geschwächt hat, wird letztlich nicht mit Bibelzitaten entschieden werden können. Es geht ja für den Historiker dabei nicht nur um die ursprüngliche Botschaft sondern auch um deren jeweilige Deutung und Umsetzung in zeitlich und räumlich sehr unterschiedlichen Gesellschaften. In diesem Sinn kommen für die wissenschaftliche Analyse sicher nur wirkungsgeschichtlich bedeutsame Stellen der Heiligen Schrift in Frage, und diese nur als Ausgangspunkt für die jeweilige Untersuchung christlich geprägter Gesellschaften in Vergangenheit und Gegenwart. Wenn ich als einen solchen Ausgangspunkt den Satz „Ihr alle aber seid Brüder“ aus dem Matthäus-Evangelium wähle, so um den Grundgedanken meiner These von einer anderen Seite her

zu beleuchten. Mit der Schwächung von Abstammungsbindungen gegenüber den Vorfätern korrespondiert im Christentum, wie ich in meinem Beitrag zu zeigen versucht habe, eine Stärkung von gemeindlich-genossenschaftlichen Sozialformen, denen in einem übertragenen Sinn das Modell der Bruder-Beziehung zugrundeliegt. Das unter Einfluß des Christentums entwickelte Konzept einer über die Abstammungsgemeinschaft hinausgehenden Brüderlichkeit war sicher in der europäischen Sozialgeschichte ein höchst wirksamer Faktor. Welche aktuelle Bedeutung diesem Konzept zukommt, wird jeder für sich zu entscheiden haben, der sich in dieser Tradition stehend fühlt. In dieser Hinsicht soll der Titel offen bleiben.

„Die These M. Mitterauers, daß das Christentum die familiär-verwandtschaftlichen Bindungen begrenzen und erschweren würde, daß sich die starken Verbindungen der Familienstruktur im Christentum nicht bestätigen können, muß aufgegeben werden“ schreibt Iliya Nedin (S. 31). So lautet meine These nicht. In Kurzfassung habe ich sie schon wiederholt. Der an einer ausführlichen Darstellung interessierte Leser sei auf meinen Artikel verwiesen. Wer festzustellen können glaubt, daß diese These aufgegeben werden muß, hat sich wohl nicht nur mit meinen Argumenten zu beschäftigen. Die entscheidende Bedeutung des Christentums für die Entwicklung europäischer Familienformen steht in der wissenschaftlichen Diskussion außer Streit. Prominente Fachvertreter vom Geschichtssoziologen Max Weber zu Beginn dieses Jahrhunderts bis hin zum Sozialanthropologen Jack Goody in unseren Tagen haben diesen Standpunkt vertreten und blieben damit im Wesentlichen unwidersprochen. Die Kritik an der vieldiskutierten Goody-These über „die Entstehung und Entwicklung von Ehe und Familie in Europa“ richtet sich nicht gegen seine Meinung, daß das Christentum die Familienverhältnisse in Europa maßgeblich beeinflußt habe, sondern gegen seine Interpretation dieses Zusammenhangs – nämlich vermittelt über materielle Interessen der Kirche, die zu verschärften Endogamieverboten geführt hätten. Jack Goody hat in seiner letzten Stellungnahme seine eher historisch-materialistisch orientierte Argumentation nicht erneuert und im Prinzip die Position seiner Kontrahenten übernommen. Er formuliert nun: „I have argued that certain features of the European pattern of kinship and marriage were heavily influenced by the ideology and interests of the Catholic Church, which attempted to substitute its own spiritual kinships for the wider bonds of so called, natural kinship‘. The Church was against ancestors (at least against their worship, though not necessarily their commemoration) and against clans; the brotherhood of the Church was encouraged in preference of that of the family, and brotherhood meant economic interest as well as sentiment and theology“ (The East and the West, Cambridge 1996, S. 172). Meinen eigenen Standpunkt zu dieser Frage habe ich in der Diskussion um die Goody-These präzisiert und in mehreren Veröffentlichungen ausführlich dargelegt. Er ist bisher unwidersprochen geblieben. In dem nun kritisierten Beitrag „Und sie ließen ihren Vater zurück“ habe ich mich im Wesentlichen auf einen Vergleich zwischen christlichen Gesellschaften und solchen, die vom Ahnenkult geprägt waren und sind, konzentriert. Man mag die dabei angewandte Zugangsweise dem Strukturfunktionalismus zuordnen. Die Charakteristik als „mißglücktes Treffen von Evolutionismus und Elementen des Strukturalismus“ (Nedin, S. 23) ist wohl nicht angemessen.

Kronzeugin Iliya Nedins gegen meine unkorrekt wiedergegebene These ist Dorothy R. Blitzen. Ihre Arbeit wurde 1963 veröffentlicht, also einige Jahre bevor die empirisch arbeitende Historische Familienforschung in West- und Mitteleuropa einsetzte. So ist es nicht verwunderlich, daß aufgrund entgegenstehender Quellenbefunde ihr Modell der sogenannten „Latin-catholic extended family“ aus der wissenschaftlichen Fachliteratur sonst völlig verschwunden ist. Unklar bleibt, wieso das Blitzen-Zitat meine These widerlegen soll, weil sie von – angeblich – in Westeuropa bis in die dreißiger Jahre des 20.

Jahrhunderts verbreiteten „extended families“ spricht? Meine These bezieht sich auf Abstammungsbindungen, nicht auf Haushaltsformen. Und was das westeuropäische Verwandtschaftssystem betrifft, bin ich mit Frau Blitzen völlig einer Meinung. Sie charakterisiert es als „bilateral“. Ich würde erläuternd hinzufügen: sehr wesentlich bedingt durch den Einfluß des Christentums.

Mit dem Thema Christentum und Abstammungsdenken in Südosteuropa habe ich mich in dem hier zur Diskussion stehenden Aufsatz bloß in einem einzigen Absatz beschäftigt – übrigens in ausdrücklicher Beschränkung auf „Gebirgsregionen des westlichen Balkanraums“, nicht auf den gesamten Großraum bezogen. Ich komme dabei auf das Hauspatronfest zu sprechen, mit dem ich mich an anderer Stelle ausführlich beschäftigt habe (Edin arhaicen relik? „Balkanskoto semejstro“ w diskusija, in: Balkanistic Forum 2, 1994, S. 15-32). Iliya Nedin macht seine Kritik an dem Satz fest: „Ein besonders anschauliches Beispiel (für religiös fundiertes Abstammungsdenken in christlichen Gesellschaften M.M.) stellt das von Albanern, Montenegrinern, Serben, Mazedoniern und anderen ethnischen Gruppen als Hauptfest des Jahreszyklus begangene Hauspatronfest dar – offiziell zu Ehren eines christlichen Heiligen gefeiert -, bei dem jedoch das Gedenken der patrilinearen Vorfahren des Hausvaters eine zentrale Rolle spielt“ (S. 32f). In der Rangigkeit des Festes habe ich mich auf Selbstzeugnisse aus diesem Raum gestützt. Die kirchenoffizielle Bewertung mag eine andere gewesen sein als die der Feiernden selbst. Auf sie stützt sich Iliya Nedin wohl, wenn er mich korrigiert: „Diese Ansicht zeigt die Schwäche der Methodologie Mitterauers“ und „Die voreilige Erhebung des Hauspatronfestes in den Rang des wichtigsten Feiertags ist ein methodologischer Fehler und zeugt von Nichtkenntnis der Tradition im allgemeinbalkanischen Kontext“. Ich lerne aus dieser Korrektur und bedanke mich. Für meine Argumentation ist es allerdings völlig bedeutungslos, ob das Hauspatronfest ein wichtiger oder der wichtigste Feiertag im Jahreszyklus ist. Bezogen auf das Thema Christentum und Abstammungsdenken geht es um die Einmaligkeit dieses Festtypus im interkulturellen Vergleich christlicher Gesellschaften und deren Erklärung. Ich freue mich, wenn diesbezüglich Iliya Nedin meiner Argumentation zustimmt, oder zumindest nichts gegen sie einzuwenden hat.

In seiner Beschäftigung mit dem Thema Ahnen und Vorfäüfer im Christentum schreibt Iliya Nedin: „Das neue Modell des Christentums - der Lehrer Jesus und seine Schüler, die ihrerseits Apostel des neuen Glaubens werden – hat seine konkreten historischen Ausdrucksformen sowohl im Osten als auch im Westen des damaligen christlichen Europa, ein Problem, das der verehrte österreichische Professor in seinen Publikationen prinzipiell meidet“ (S. 27). Der erste Teil dieses Satzes ist richtig, der zweite Teil nicht. Ich habe mich in zahlreichen Veröffentlichungen mit dieser Frage im Speziellen wie auch mit anderen Gemeinsamkeiten zwischen Ost und West in sozialstrukturellen Auswirkungen des Christentums befaßt. Die Festschrift für Professor Iliya Konew ist Iliya Nedin sicher zugänglich. In meinem Beitrag „Die Macht des Heiligen an seinem Tag. Byzantinische Wurzeln eines mittelalterlichen Zeitkonzepts“ habe ich beispielsweise das Konzept der geistlichen Verwandtschaft durch Patenschaft behandelt, das die Westkirche von der Ostkirche übernommen hat – ein Thema, das in vielen meiner mediävistischen Arbeiten eine zentrale Rolle spielt. Auch in dem hier zur Diskussion stehenden Aufsatz „Und sie ließen ihren Vater zurück“ gehe ich ausführlich auf die Patenverwandtschaft als gemeinsames Konzept der Ost- und der Westkirche ein. Wenn dieser Artikel sonst wenig besondere Bezugnahme auf ostkirchliche Verhältnisse im Allgemeinen enthält, so deswegen, weil meiner Ansicht nach die Kirchenspaltung von 1054 für die Entwicklung von Abstammungsdenken und Familienformen in Ost und West von untergeordneter Bedeutung war. Einige Unterschiede, die mir bedenkenswert erscheinen, habe ich 1996 in meinem Artikel „Family Contexts: The Balkans in European Comparison“ in der neuen

Vierteljahrsschrift „The History of the Family“ (1, S. 387-406) behandelt. Hier findet sich übrigens auch viel zu „funktionalen Zusammenhängen zwischen dem Gesellschaftlichen und dem Gemeinschaftlichen im Kulturraum Balkan“, das Iliya Nedin in meinen Arbeiten vermißt (S. 24) - durchaus auf der uns gemeinsamen Grundlage, „daß der Balkan nicht nur bezüglich der Familienformen keine homogene Zone darstellt.“ Ich versuche in diesem Beitrag herauszuarbeiten, daß die wesentlichen Ost-West-Unterschiede europäischer Familienformen nicht aus kirchlichen Wurzeln erklärt werden können, sondern aus Unterschieden der Agrarverfassung. Die viel diskutierte Hajnal-Linie zwischen Triest und St. Petersburg entspricht eben gerade nicht der Grenze zwischen Ost- und Westkirche sondern dem Vordringen der Ostkolonisation im Hoch- und Spätmittelalter, die über neue Sozialformen die bäuerlichen Familienformen nachhaltig beeinflußt hat. Meine These ist in diesem Zusammenhang, daß die Schwäche religiöser Abstammungsbedingungen eine entscheidende Voraussetzung dafür war, daß ökonomische Faktoren einen so starken Einfluß auf Familienstrukturen gewinnen konnten. Es ist hier nicht der Platz, diese Erklärungsversuche in Einzelnen zu entfalten. Ausführlicher und differenzierter als ich hat dies Karl Kaser in seinen zahlreichen Publikationen getan, vor allem in den beiden Büchern „Familie und Verwandtschaft auf dem Balkan“ (Wien 1995) und „Macht und Erbe. Männerherrschaft, Besitz und Familie im östlichen Europa 1500-1800“ (Wien 1999). Auch die von Iliya Nedin im Namen der Leser gestellte Frage, „welche die Kriterien für die Grenzlinie sind, welche die Zone der sogenannten Balkanfamilie abstecken“ (S. 25), wird dort ganz eindeutig beantwortet.

Mit dem Stichwort „Balkanfamilie“ sind wir wohl beim entscheidenden Punkt der Auseinandersetzung. Iliya Nedin meint dazu (S. 25), daß auf dem Balkan „fast alle Merkmale von Familienformen, die in der einen oder anderen europäischen Region vorherrschen, anzutreffen sind. Daher ist der Gebrauch des Begriffs 'Balkan Family' in jeder Hinsicht unkorrekt. Im Übrigen gibt die perfekte historisch-demographische Untersuchung Maria Todorovas über die bulgarischen Familienstrukturen im 19. Jahrhundert allen Grund für eine solche Ansicht“. Das überrascht! Trägt nicht Maria Todorovas Buch den Titel „Balkan Family Structure and the European Pattern“ (Washington 1993)? Ist dieser Titel „in jeder Hinsicht unkorrekt“? Auch Karl Kaser spricht von „Balkanfamilie“ und „Balkanfamilienhaushalt“ und er betont dabei immer wieder, daß er darunter einen ganz bestimmten Familientypus meint, dessen räumlich begrenzte Verbreitung in Südosteuropa er klar ausweist. In einer solchen definitorischen Klarheit ist der Gebrauch eines wissenschaftlichen Begriffs zweifellos korrekt. Wenn ich trotzdem in meinem Bericht über die in deutscher Sprache in der Zeitschrift „Historische Anthropologie“ zwischen Maria Todorova und Karl Kaser geführte Diskussion im „Balkanistic Forum“ den Begriff „Balkanskoto semejstvo“ nur als Zitat und unter Anführungszeichen verwendet habe, so nicht weil ich ihn für unkorrekt halte, sondern aus begründeter Vorsicht. Man kann im Alltagsgebrauch nicht ständig erklären, in welchem Sinn man ein Wort Gebrauch. Und Ähnliches gilt für die Wissenschaftssprache. Auch wenn der Begriff „Balkanfamilie“ noch so oft erläutert wird, es wird immer wieder das Mißverständnis auftreten, daß damit eine in ganz Südosteuropa vorherrschende Familienform gemeint sei. Erschwerend kommt dazu, daß die Worte „Balkan“ und „balkanisch“ in vielen europäischen Sprachen eine pejorative Konnotation mitschwingen lassen. In der Wissenschaftssprache müßte das wohl nicht so sein. Aber können wir so klar unterscheiden, ob wir die Sprache der Wissenschaft oder die des Alltags sprechen? Wo immer mit der Verwendung von Begriffen die Gefahr einer Abwertung verbunden ist, ist sicher äußerste Vorsicht am Platz.

Welche Bedeutung der jeweiligen Konnotation von Begriffen in der Fachdiskussion zukommt, zeigt sehr anschaulich Iliya Nedins Kritik an meinem Artikel „Und sie ließen

ihren Vater zurück.“ Er schreibt (S. 26 f.): „die Begriffe ‚Ahnen‘ und ‚Abstammungsdenken‘ sind mit einem – wie mir scheint absichtlich gesuchten – negativen Sinn konnotiert.“ Über meine Absichten ist niemand anderer zu einer Aussage berechtigt als ich selbst. Welchen Sinn der Leser den von mir verwendeten Begriffen gibt, ist seine Sache. Soll es in einem Gespräch zu gegenseitigem Verstehen kommen, so muß freilich Intersubjektivität hergestellt werden. Ich wäre durch meine bisherigen Gesprächs- und Lektüreerfahrungen nie auf den Gedanken gekommen, daß „Ahnen“ und „Abstammungsdenken“ negativ konnotierte Begriffe sind. Ich habe diese Begriffe hunderte Male in wissenschaftlichen Publikationen gelesen und dabei aus dem Zusammenhang, in dem sie verwendet werden, nie den Eindruck gewonnen, daß sie der jeweilige Autor mit pejorativer Bedeutung gebraucht. Und ich habe sie selbst hunderte Male in meinen Arbeiten gebraucht, ohne bisher je eine derartige Reaktion bekommen zu haben, daß sie in diesem Sinn verstanden werden könnten. So waren es für mich wertneutrale Begriffe. Wenn ich zu verstehen versuche, warum sie diesmal mit negativem Sinn konnotiert empfunden werden, so habe ich die Vermutung, daß es nicht an den Begriffen selbst liegt, sondern an dem Kontext in dem sie stehen. Es geht um Themen, die mit diesen Begriffen beschrieben werden und es geht um Einstellungen, die hinter der Behandlung dieser Themen vermutet werden. Die kritischen Themen umfassen wohl alle jene Bereiche, die mit spezifischen Verwandtschafts- und Familienverhältnissen auf dem Balkan zu tun haben. Auch wenn das Reizwort „Balkanfamilie“ in meinem Beitrag nicht vorkommt – er behandelt Inhalte, die einen Bezug zu solchen Themen haben. Der Inhalte wegen wird wohl auch die zu ihrer Beschreibung benutzte Terminologie als belastet empfunden. Die Einstellung, die hinter der Behandlung solcher Themen gesehen wird, spricht Iliya Nedim an anderer Stelle offen an: „ein neues Gewand für den alten Eurozentrismus“ (S. 24).

Das Problem, das in Iliya Nedins implizit und explizit ausgesprochenen Vorwürfen zum Ausdruck kommt, ist kein individuelles zwischen ihm und mir. Es ist ein allgemeines, das in der Wissenschaftsdiskussion zunehmend an Bedeutung gewinnt und häufig mit dem Stichwort „othering“ charakterisiert wird. Der deutsche Kulturanthropologe Werner Schiffauer schreibt dazu in einem grundlegenden Artikel „Die Angst vor der Differenz“ in der Zeitschrift für Volkskunde 92, 1996, S. 21: „Der hier erhobene Vorwurf des ‚othering‘ hat gegenwärtig Konjunktur. Auf kulturanthropologischen Tagungen wird er in schöner Regelmäßigkeit immer dann formuliert, wenn ein Vortrag darauf abzielt, eine andere ‚Kultur‘ darzustellen, also zu zeigen, daß das Handeln oder Denken von Angehörigen einer anderen ethnischen Gruppe oder Religion einer anderen ‚Logik‘ folgt als derjenigen die uns vertraut ist. Es heißt dann etwa, der Vortrag ‚dichotomisiert‘, er stelle ‚uns‘ den ‚Anderen‘ gegenüber – the West to the rest (bzw. dem Orient den Okzident, dem Islam das Christentum, dem Mittelmeerraum Nordeuropa).“ Man könnte hier ohne weiteres „dem Balkan Mittel- und Westeuropa“ einfügen. Und weiter: „Auch das als positiv repräsentierte Andere ist problematisch – und zwar deshalb, weil die Vermutung existiert, daß jede Konstatierung von Differenz (und sei sie noch so positiv gemeint) Hierarchie, also Macht, Unterordnung, Ausgrenzung – wenn nicht gar Vernichtung – impliziert oder nach sich zieht. Der Vorwurf des ‚othering‘ wird deshalb nicht selten mit einem deutlich moralisierenden Unterton erhoben.“ Schiffauer schreibt am Ende seiner Bestandsaufnahme (S. 30): „Um es zusammenfassen: Die Entwicklungen der letzten Jahre haben die Kulturanthropologie in ein Dilemma geführt: Die Konstruktion des Anderen ist problematisch geworden“ und: „Es gibt, so meine ich, keinen Ausweg.“

Auch in der Geschichtswissenschaft stellt sich die Problematik des „othering“, insbesondere in der Historischen Anthropologie. Die Diskussion um die „Balkanfamilie“ ist ein gutes Beispiel dafür. Für die Historische Anthropologie würde ich die Situation nicht so ausweglos sehen, wie sie Schiffauer für die Kulturanthropologie beurteilt. Vor allem zwei

Unterschiede zwischen den beiden Disziplinen scheinen mir wichtig. Zunächst: Die Historische Anthropologie beschäftigt sich mit Vergangenem in Hinblick auf die Gegenwart, nicht mit Gegenwärtigem selbst. „Wir“ und „die Anderen“ kommen dadurch in anderer Weise ins Spiel. Wenn ich mich mit österreichischen Familien des 18. Jahrhunderts beschäftige, so ist mein Wir-Bewußtsein als Österreicher dadurch überhaupt nicht berührt – bloß mein Interesse am Wandel von Familienstrukturen fließt von der Gegenwart her in die Analyse ein. So kann ich in derselben distanzierten Weise darüber schreiben wie ich Informationen aus der Literatur über skandinavische, italienische, französische oder griechische Familienverhältnisse in den Vergleich einbeziehe. Eine solche analytische Geschichtsbetrachtung hat kein Problem des „othering“. Anders ist es, wenn man einen identifikatorischen Zugang zur Geschichte hat. Wem die historischen Familienformen seiner Herkunftskultur für sein Wir-Bewußtsein in der Gegenwart wichtig sind, der projiziert das Verhältnis „Wir“ und die „Anderen“ in die Vergangenheit. Damit stellt sich auch das Problem des „othering“. Wir müßten also in der Historischen Anthropologie im Allgemeinen und der Historischen Familienforschung im Besonderen die identifikatorischen Zugangsweisen zur Geschichte zu überwinden trachten, um die Belastungen des „othering“ zu vermeiden. Ich weiß – das ist leichter gesagt als getan.

Ein anderer Unterschied zur Kulturanthropologie scheint mir darin zu liegen, daß die Historische Anthropologie weniger stark dichotomisch kontrastierenden Zugangsweisen verpflichtet ist. Nur der dichotomische „Diskurs der Differenz“ führt ja zu den problematischen Formen des „othering“. Unterordnung, Ausgrenzung, Abwertung können überall dort auftreten oder vermutet werden, wo bloß zwei Kulturen miteinander verglichen werden. Die „Balkanfamilien“-Debatte verlöre wohl viel an ihrer Schärfe, würde sie über dichotomische Gegenüberstellungen hinausgeführt. Wird ein dritter und vierter Kulturraum in die vergleichende Analyse einbezogen, so stellen sich hierarchische Bewertungen beim Lesen nicht in gleicher Weise ein, als wenn nur zwei einander gegenübergestellt werden. Karl Kasers europaweit vergleichende Studie „Macht und Erbe“ eröffnet diesbezüglich sicher neue Möglichkeiten, die Debatte aus der Dichotomie und damit aus der Gefahr des „othering“ herauszuführen. Sicherheit bietet die Ausweitung des komparativen Ansatzes diesbezüglich aber wohl nicht. In meinem Artikel „Und sie ließen ihren Vater zurück“ versuchte ich, christliche und nichtchristliche Gesellschaften von Japan bis Westeuropa, von Irland bis zum Kaukasus in die Analyse einzubeziehen. Trotzdem wurde von Iliya Nedin nur die Balkan-Perspektive wahrgenommen. Und nur so konnte es zum Vorwurf des „Eurozentrismus“ kommen.

Das Problem des Eurozentrismus führt über die innerwissenschaftliche Debatte hinaus in eine politische Dimension. Iliya Nedin spricht diesen Zusammenhang im Schlußsatz seiner Kritik an: „Ein Faktum – das nicht nur von mir bemerkt wurde – aber kann keine Begründung finden, nämlich daß sie (Mitterauer und Kaser) bewußt oder nicht eine Grenze zwischen dem Balkan und dem übrigen Europa ziehen. Ich befürchte, daß sich Schengen auch mit Hilfe von Theorien errichten läßt, insofern diese nicht auf ein adäquateres Verständnis des Anderen zielen.“ Auch dieser Vorwurf hat eine individuelle und eine generelle Seite. Die individuelle erfordert ein persönliches Wort in aller Öffentlichkeit: Lieber Iliya, du kennst Karl und mich seit vielen Jahren. Du weißt sehr genau um unser Denken und unser Handeln. Du weißt sehr genau, daß wir nicht zu den theoretischen Handlangern jener gehören, die das Schengener Abkommen und ähnliche inhumane Formen der Ausgrenzung erfunden haben. Wenn Du je Zweifel an unserer Einstellung gehabt hast, so hätte es genug Gelegenheit gegeben, sich darüber auszusprechen – bei der Tagung über „Ahnen und Vorläufer“ etwa, wo jenes Referat von mir gehalten wurde, das jetzt als Theorie der Ausgrenzung dargestellt wird, und bei vielen anderen Seminaren und Tagungen. Und mehr: Wir haben einen Anspruch an Taten

gemessen zu werden, nicht nur an Worten. Diese persönlichen Sätze in aller Öffentlichkeit sind leider notwendig geworden, nachdem Dein Vorwurf schriftlich vorliegt. Sie werden uns nicht hindern, das Gespräch in Bansko in dem Geist fortzusetzen, in dem es begonnen hat.

So sehr ich auf der individuellen Ebene Iliya Nedin widersprechen muß, auf der generellen teile ich seine Befürchtung. Er hat Recht: Schengen wurde auch mit Hilfe von Theorien errichtet, von wissenschaftlichen Theorien, auch von historischen. Und Ähnliches gilt für Pläne zur Erweiterung der „Festung Europa“. Als ein prominentes Beispiel möchte ich den Politikwissenschaftler Samuel P. Huntington zitieren. In seinem vielbeachteten Standardwerk „The Clash of Civilisations“ schreibt er (S. 251): „Während des Kalten Krieges hat Europa als ein Ganzes gar nicht existiert. Mit dem Zusammenbruch des Kommunismus erwies es sich jedoch als notwendig, die Frage zu stellen und nach deren Antwort zu suchen: Was ist Europa? Europas Grenzen im Norden, Westen und Süden werden durch große Gewässer gezogen, von denen das südliche klar unterscheidbare Kulturen trennt. Aber wo endet Europa im Osten? Wer soll als Europäer und damit als potentielles Mitglied der europäischen Union, der NATO und vergleichbarer Organisationen gelten? Die zwingendste und gründlichste Antwort auf diese Fragen liefert die große historische Scheidelinie, die seit Jahrhunderten westlich-christliche Völker von muslimischen und orthodoxen Völkern trennt“. Und noch deutlicher: „Die Identifikation Europas mit der westlichen Christenheit liefert ein klares Kriterium für die Zulassung neuer Mitglieder zu westlichen Organisationen“ (S. 255). So argumentiert verkommt Geschichte zur Legitimationsideologie politischer Interessen der Gegenwart – ironischerweise gerade die Geschichte des Christentums, auf deren Tradition sich die großen Europa-Rhetoriker so gern berufen. In einer Buchpublikation „Die Entwicklung Europas – ein Sonderweg? Legitimationsideologien und die Diskussion der Wissenschaft“ (Wien 1999) habe ich mich mit solchen Formen des Mißbrauchs der Geschichtswissenschaft auseinandergesetzt. Der Diskurs über die Differenz in der Vergangenheit darf nicht zur Ausgrenzung in der Gegenwart führen. Der Satz gilt allerdings auch umgekehrt: Der Wunsch nach Gemeinsamkeit in der Gegenwart darf nicht zur Nivellierung von Unterschieden in der Vergangenheit führen. Auch dann wird Geschichtswissenschaft ideologisch. Für die Fortsetzung des Gesprächs über historische Familienformen in Südosteuropa, insgesamt für den Dialog von Wissenschaftlern aus verschiedenen Regionen Europas ist es wichtig, sich solcher Gefahren bewußt zu sein.